

Szczepan Twardoch

Einsame Identität

1.

Langsam wächst mein neues Haus in sandigem Feldboden, am Rande einstiger Zisterzienserwälder, durch den Sand laufen meine Söhne, die langsam heranwachsende Bürde der Verantwortung zwingt zu immer intensiverer Selbstreflexion, um eine Antwort zu finden auf das völlige Entsetzen, »ob ich dem gewachsen bin?«; eine Erfahrung so vieler meiner Altersgenossen, eine Erfahrung derer, die verstanden haben, dass so viel schon hinter uns liegt, dass wir nicht mehr erst am Anfang des Lebens stehen, wir sind schon weiter, viel weiter und viel mehr hängt von uns ab. Es gibt keine einfachen Auswege mehr, man kann nicht mehr alles hinwerfen und einfach wegfahren, man kann sich nicht mehr aufgeben, also muss man sich selbst kennenlernen, denn zu lange ist man schon zusammen, als dass man so tun könnte, als würde man sich selbst nicht kennen. Neurosen, kleine Psychosen, Süchte, und unsere Körper verkünden ihre Unabhängigkeit.



Wer also bin ich, ich, ein Schlesier, der auf Polnisch diesen Text schreibt, für einen polnischen oder einen deutschen Leser, und eben nicht auf Schlesisch, denn wen würde dieser Text auf Schlesisch schon interessieren? Was bedeutet das – Schlesier, außer, dass es nicht viel bedeutet. Die ganze Zeit versuche ich mir selbst diese Frage zu beantworten, die mir grundlegend zu sein scheint, ohne dass ich wüsste warum, denn schließlich betrifft sie doch niemanden, außer mich. Warum also darüber schreiben?

Manchmal mache ich mir vor, ich könnte mich mit dieser Selbstreflexion irgendwie der Identität jener Einzelnen annähern, die mit ihr irgendein Problem haben, die sie nicht sicher und gelassen in einfache nationale Adjektive wie »polnisch«, »deutsch« oder gar »schlesisch« einschließen können. Später aber verfliegt diese tröstliche Einbildung *de consolatione* (ich bin nicht allein, ich bin nicht allein ...). Mich selbst finden kann ich nur für mich selbst. Meine Erfahrung mit Identität ist eine Erfahrung der Einsamkeit, keine Identifikation mit etwas Äußerem. Und ich schreibe darüber, weil ich ein Schriftstel-

ler bin und das alles ist, was ich machen kann: mich selbst kennenlernen und über das schreiben, was ich herausgefunden habe.

Ich wurde geboren, wuchs auf, habe Kinder gezeugt und lebe mein Leben auf der gleichen Erde, auf der Gott weiß wie viele Generationen jener geboren wurden, gelebt, geliebt, gehasst, sich bereichert und gedarbt, gefressen, gekackt haben und gestorben sind, deren Blut in mir fließt und in deren leblosem Blut ich fließe, in unterirdischen Flüssen und in den Säften der Bäume.

Ich bin also die absolute Antithese des Emigranten und auf einer bestimmten Ebene der Reflexion meiner Erfahrungen verstehe ich nie den Zusammenhang von Identität mit der Aufgabe der ursprünglichen Umgebung. Das unterscheidet mich wohl von einer kulturellen Grundströmung, denn die Erfahrung, von anderswo oder von nirgendwoher zu sein, ist derzeit eine alltägliche, wenigstens in meinem normalen Umfeld – wenn nicht meine Altersgenossen, so emigrierten doch ihre Eltern oder Großeltern, gingen fort, gaben auf: die große polnische Pilgerschar zu Allerheiligen und die schrecklich dummen schlesischen Witze darüber, *welches der beste schlesische Feiertag sei. Na Allerheiligen, weil dann alle »Goróle« [Nichtschlesier] weg sind.*¹

Jeder ist also irgendwohin ausgewandert, jeder hat Gräber von Vorfahren hinter irgendeiner Grenze, oder zumindest sehr weit weg, denn weit weg ist schließlich auch irgend so eine Grenze. Jeder hat sein Land eines früheren Lebens, jeder hat das gesegnete Trauma einer Befreiung empfunden, aber ich habe das nicht, ich wurde nie aus meinem ursprünglichen Boden gerissen, weder in diesem meinem Leben noch im Leben meiner Vorfahren.

Früher empfand ich dieses Gefühl der Entfremdung aus meiner eigenen bewussten Entscheidung heraus, aber ich hatte es insgesamt schlecht diagnostiziert, ich versuchte es mit verschiedenen weltanschaulichen, zunächst vor allem auf die eine oder andere Weise konservativen Konzepten zu fassen. Später griff ich zu den herrlichen esoterischen Heterodoxien von Jünger und Evola; ich suchte meine innere Ruhe und Integrität, indem ich versuchte, mich von katholischer Religiosität erfüllen zu lassen, aus deren verschiedenen Schattierungen ich auswählte wie an einem Gemüsestand, mich für alles interessierend, aber doch nirgendwo selbst wiederfindend, überall vertraut, aber nirgendwo bei mir.

Folglich schloss ich daraus, dass mich von der Hauptströmung der Gesellschaft irgendetwas bedingungslos unterschied, jedoch war ich nicht imstande zu verstehen, dass diese Barriere derart trivial und von mir derart unabhängig ist, wie das unveränderbare Hineinwachsen in ein Stück Erde, weder einfacher, noch außergewöhnlicher, nicht einmal interessanter.

Schließlich jedoch gingen mir die selbstbetrügerischen Diagnosen aus und ich musste mir selbst eingestehen, dass es gar keine Wahl ist, keine Weltanschauung, keine »revolte against the modern world«, es ist weder eine Idee, noch eine Theorie, noch eine bewusst getroffene Lebenseinstellung, sondern schlichtweg eine Kuriosität, deren Grund außerhalb von mir liegt, ein komischer Zufall.

2.

Hätte Oskar Twardoch, nachdem er in den Ardennen gekämpft hatte, sich nicht entschieden, aus der amerikanischen Gefangenschaft ins kommunistische Polen zurückzukehren, dann wäre er damit kein Einzelfall gewesen. Er hätte dann später in den ersten Jahren des Nachkriegschaos seine Frau und seinen ersten Sohn irgendwo auf die andere Seite des Eisernen Vorhangs holen können und dort wäre dann schon mein Vater geboren und der wäre im Jahr 1968 statt in den Straßen von Krakau, vielleicht sogar aus anderen Gründen, durch die Straßen von Paris gerannt, oder vielleicht wäre er gar nicht gerannt und vielleicht hätte er sogar in Paris durch einen alternativen, höchst sonderbaren Lauf der Dinge meine Mutter getroffen, die ja auch dort hätte geboren werden können.

Denn schließlich hätte meine Großmutter mütterlicherseits aus Deutschland nicht nach Polen zurückkehren können. Nach der Seeevakuierung aus Ostpreußen mit einer Freundin aus dem Arbeitsdienst erlebte sie ihre schreckliche *Grand Tour*, deren Erinnerungen ihren ruhigen Lebensabend füllten: Im Frühling 1945 durchquerten zwei junge Mädchen, auf Fahrrädern vor den Sowjets flüchtend, ein Land, das gerade gefallen war, seine historisch größte und endgültigste Niederlage erlitt. Sie flüchteten vor dem Gespenst von Nemmersdorf und das waren für sie keine entfernten, propagandistischen Bilder vom entlegenen Ende der Welt, wie sie vielen Deutschen im Jahr 1945 häufig erschienen: Der preußische Betrieb, in dem sie gearbeitet hatten, war von Nemmersdorf nicht mehr als einige Dutzend Kilometer entfernt. Sie hätte dann später auf die amerikanischen Soldaten hören und nicht dahin zurückkehren können, wovor sie geflohen war. Sie redeten ihr zu: Hatte das Schicksal ihr, mit dem Recht des Chaos, schon erlaubt, dem genau über ihr aufgespannten Netz aus sowjetischen Torpedos auf der Ostsee und amerikanischen Bomben über Dresden zu entgehen, hielt es sie auch fern von geschlagenen Marodeuren und triumphierenden GIs.

Ihr zukünftiger Mann erkannte mit der ihm eigenen Klugheit im Januar 1945, dass es ein grober Fehler wäre, sich jetzt vom Volkssturm einziehen zu lassen, nachdem er während des ganzen Krieges dem Militärdienst durch die Arbeit in einem Industriebetrieb von strategischer Bedeutung entgangen war. Er hatte gute Kontakte, besonders zu älteren Unteroffizieren, die etwas davon verstanden, wie



eine Konfrontation zwischen Volksstürmern, mit archaischen Gewehren bewaffnet, und sowjetischen Panzern aussehen konnte – und es gelang ihm, sich zu verstecken, das Vorbeiziehen der Front abzuwarten.

Aber es hätte schließlich anders sein können, er hätte am Ende irgendwie mit der großen, nach Westen drängenden Menschenwelle fortgehen können, von einer Walze aus Panzern vor sich hergeschoben, und in dieser chaotischen Menschenmasse trüfe er seine

Frau, ein bekanntes, vertrautes Gesicht in der Menge.

All diese Ereignisse erscheinen in historischer Perspektive mindestens genauso wahrscheinlich wie die historischen Fakten – und wäre ich in dieser alternativen Mikro-Geschichte im Jahr 1979 in Paris, Aberdeen, Mombasa oder Kentucky geboren worden, dann entspräche diese alternative Mikro-Geschichte mehr dem Geist der faktischen Geschichte als jene, die sich tatsächlich ereignete, jene, in der alle nach Hause zurückkehren.



In der ich, trotz der Kriege von Napoleon bis Hitler, trotz aller wirtschaftlich und politisch motivierter Migrationen seit Mitte des 19. Jahrhunderts, dennoch in der gleichen Umgebung geboren und aufgewachsen bin, in der alle meine Vorfahren geboren und aufgewachsen sind, so weit die Erinnerung und die Dokumente zurück reichen.

Ich würde gerne denken, dass das ein Zeichen ist, denn, wie Eliade schreibt, sehnt sich der Mensch nach Zeichen, Symbolen, welche die sonst unbegreifliche Welt in Ordnung halten. Ich möchte denken, dass das Bestimmung ist, dass meine Zugehörigkeit hier eine *axis mundi* ist, um die sich die Welt, meine Welt, dreht und ich mich mit ihr drehe, in irgendeiner kosmischen Ordnung.

Aber ich will mich nicht weiter selbst betrügen. Und ich weiß: Es ist lediglich ein Zeichen für ein großes, ultimatives Chaos und einen Mangel an Ordnung, ein Versinken im Schwarz, das nirgendwohin führt und das nichts bedeutet, das einfach da ist, für sich steht und sich selbst bedeutet und sonst nichts, ein tiefes Geheimnis schwarzer Leere, auf welchem die Wahrscheinlichkeitsrechnung aufbaut.

Entspräche meine Mikro-Geschichte dem Geiste der Großen Geschichte, dann würde ich das wohl nicht einmal bemerken und nicht weiter darüber nachdenken. Aber diese Unstimmigkeit, dass ich in dieser Erde stecke wie ein vorm Brand bewahrter, verkümmerter Baumstumpf inmitten der Aschefelder eines abgebrannten Waldes, zwingt mich zur unaufhörlichen Wiederholung der Fragen über die Geschichte und ihren Sinn.

Selbst wenn ich weiß, dass es auf diese Fragen keine Antwort gibt. Und selbst wenn es eine gibt, dann ist sie dem Menschen auf grausame Weise unzugänglich.

3.

Zu Lebzeiten kann man nicht mehr von hier sein, als ich es bin, erst wenn man stirbt und in der Erde verschwindet und in der Erde vergeht. Selbst im Traum verfolgt mich das: Ich sterbe, löse mich in der Erde auf und fließe in ihr, in unterir-

dischen Flüssen, in Baumstümpfen, ich falle mit dem Regen, bin Erde, bin Landschaft.

Ich werde also noch mehr von hier sein, weil ich selbst zu Erde werde, mich in der Landschaft auflöse wie ein Tropfen Wein im Meer. Und das ist weder meine Schuld noch mein Verdienst, ebenso wenig, wie Gesichtszüge, Haar- und Augenfarbe, die Neigung zum Dicksein und zum Asthma und das von den Eltern übertragene Kulturgut und das sanguinische Temperament meine Schuld oder mein Verdienst sind. So derart wenig verdanke ich mir selbst, so wenig hab ich selbst verschuldet.

Hätte ich mich, wie ein polesischer Bauer, oder andere mit ihrem Land Urverbundene, niemals im Leben vom Haus mehr als nur einige Werst entfernt, wäre ich keinesfalls mehr von hier, als ich es bin, der ich doch viel reise. Bei solch einer bedingungslosen Verwurzelung wäre ich nicht »von hier«, sondern aus der ganzen Welt, beziehungsweise gleichzeitig von nirgendwo und von überall, ich würde die Welt besser kennen als jeder Weltreisende, nur die Welt wäre eben enger.

Ich aber weiß, was jenseits von »von hier« liegt. Ich habe das Große Babylon am Hudson River gesehen, mit seinen Wolkenkratzern so hochgereckt, als zeigten sie dem Himmel den Mittelfinger, und ich habe das frühere Babylon an der Seine gesehen und ich habe die Hauptstädte der lebenden und toten Imperien gesehen von Rom bis Peking und unmenschliche sibirische Moloch-Städte an Flüssen so breit wie das Meer, ich habe die Einöde von Spitzbergen und die Wüste Gobi gesehen, aufgerissen, trocken, flach und nur vom Horizont umgeben und mich selbst habe ich gesehen inmitten dieser paradiesischen Menschenleere.

Ich habe die sibirische Unendlichkeit Asiens vermessen – die Unendlichkeit Asiens misst gut 80 Stunden, dann nochmal gut zwanzig, ich habe sie vermessen anhand der Schläge von Rädern auf breite Schienen, im Zug, wo man die Größe des Kontinents auf körperliche Weise zu verstehen beginnt, in den Rippen, in der Wirbelsäule, mit dem Pulsschlag im Kopf, dem schmerzenden Hintern, einem Baltika-Bier aus dem immer knapper werdenden Vorrat des Waggons mit der Aufschrift »PECTOPAH«², dann ausgepinkelt auf im Abgrund des Klosetts vorbeirasende Bahnschwellen, und grober Kies und endlos wiederkehrende Lärchen hinter dem Fenster.

Und selbst Warschau habe ich gesehen und kenne es, jenes, wie es heute ist, und jenes, wie es 1944 war, denn dieses alte Warschau erkunde ich mit den Augen der Figuren aus meinen Büchern. Und den Anblick seiner Straßen kenne ich sogar besser als den von heute, denn ein Jahr lang habe ich auf eine Karte aus dem Jahr 1939 gestarrt. Durch das heutige Warschau dagegen fährt mich die U-Bahn, oder ein Freund, oder ein Navi. Und gehe ich durch das neue, dann sehe ich beide, und noch ein drittes Warschau sehe ich, mit herausgerissenen Fenstern, so herrlich und erhaben ausgebrannt wie das romantische Sublime aus den Liedern von Schubert für Gesang und Klavier, über den Tod, die Liebe und die Jugend und die Grausamkeit.

Bei diesen Reisen entsteht sehr viel. Bei den früheren Ausflügen in Städte und in die Wildnis, und bei den letzteren des vergangenen Jahres, nach Budapest, Paris,

auch oft nach Lemberg. Vor dem Hintergrund der Welt, die ich gesehen habe, erschaffe ich mich irgendwie selbst, definiere ich mich neu, weil im Kontrast zu ihr, aber verstanden habe ich die Welt, die ich gesehen habe, nicht wirklich.

Was ich wirklich verstanden habe, während ich über das Polareis und die Strawberry Fields und den Schlossberg von Buda spazierte, in Hotels, Zelten und Waggonen der Kategorie »platzkartny« oder am Flughafen von Oslo schlief, sind ausschließlich mein persönlicher, schlesischer Mikrokosmos, meine Orte darin und meine Beziehung zu ihnen. Ich reise nicht, um mich selbst neu zu finden: Ich reise vielmehr, um zu verstehen, wo ich mich selbst zurückgelassen habe und von wo ich niemals wirklich wegfahre, es sei denn, man würde mich fortjagen, so, wie Márai fortgejagt wurde.



Meine Reise ist eine Reise der Rückkehr.

Ich weiß nicht viel über Paris oder Budapest, eigentlich gar nichts. Aber ich weiß genau, in welcher Proportion mein »von hier« zur Welt steht, ich weiß genau, wo mein »von hier« liegt, wo seine Grenzen sind und wie sehr es meine Identität formt, wie viel Kraft es mir verleiht und wie sehr es mich gleichzeitig einschränkt.

4.

Ich umschreibe nun also die Grenzen meines »von hier«, meiner Domowina. Es sind nicht die Grenzen einer Idee, auch keine theoretischen Grenzen, es sind nicht einmal objektiv kulturelle oder symbolische Grenzen. Es sind meine eigenen Grenzen, die sich ausschließlich aus meiner Erfahrung ergeben, und es sind daher Grenzen, die für niemanden sonst gelten als für mich. Selbst meine Schwestern und meine Frau und meine hiesigen Freunde und meine Söhne, um nur die mir emotional und geografisch am nächsten Stehenden zu nennen, sie alle sehen ihre Welten ein wenig anders.

Die Grenzen der mir eigenen Welt ziehen sich entlang an Wegen, Gebäuden und Bäumen, sie sind in meinem Kopf tatsächlich in die Landschaft hinein gezeichnet, in das Bild der Welt. Ich nenne diese Welt Domowina, denn ich mag dieses vermutlich künstlich ins Schlesische importierte Wort, weil es besser passt als »ojczyzna«, Vaterland, oder das in meinen Ohren gar nicht klingende deutsche »Heimat«. Domowina, das ist etwas das »dom«, das Haus Umgebendes, die Domowina ist kein Gemeingut, kein Leviathan, sie gibt nichts und sie verlangt nichts, denn sie ist nichts Äußerliches, mit dem man sich identifizieren könnte. Die Domowina ist in mir, in mir sind ihre Grenzen und ich bin in ihr, als wäre sie der rote Faden eines Gewebes, in dem ich verwoben bin.

Im Norden reicht sie bis an den Schwanenwald an der nördlichen Grenze von Gleiwitz heran, aber einige außerhalb gelegene Stadtteile umfasst sie nicht, Łabędy zum Beispiel gehört nicht dazu. Nach Südosten hin, durch Szobiszowice und Sońnica hindurch noch scharf erkennbar, verschwimmt und verblasst sie zwischen Gleiwitz und Zabrze und wirft einen Halbschatten auf die Orte mit der Toponymie aus unseren Familiengeschichten, Kończyce und Pawłów, heute Stadtteile von Zabrze, mit ihren wilhelminischen, dunkelroten Backsteinbauten. Dann legt sie sich mit einem blassen Schatten über Makoszowy und seine raue, sterbende Industrielandschaft aus toten Kaminen und abgewrackten Ruinen von Lagerhallen, die in der Landschaft stecken wie die Rippen eines Walfischs am Spitzbergener Strand. Danach dreht sie gerade nach Süden ab, kehrt wieder scharf werdend zurück und umfasst das backsteinerne Przyszowice mit seinem pseudobäuerlichen Charakter, auf dessen Friedhof meine Großeltern liegen und unter einer zerbrochenen Säule (welche Metapher für ein Ableben) der junge von Ratschek, der sich bei einem Duell in der *Belle Epoque* hat erschießen lassen. Und es liegen dort jene *Preiswitzer, die von den Russen im Frühling fünfundvierzig erschossen wurden*³, aber mein Großvater betrachtete diese Ermordung insgeheim sehr demokratisch: Deutsche, polnische Heimatarmisten, Volksdeutsche und näher nicht beschriebene, im Allgemeinen Verdächtige, ganz gerecht alle in ein Loch, und die sowjetischen Soldaten trugen Mützen mit weißem Band und gelbe Pelzkragen, denn es war Winter. Und nicht weit davon neigt sich, gleich dem in Pisa, der gelbe, von Bergleuten unterhöhlte Kirchturm, und bei wie vielen Beerdigungen kam ich aus dieser Kirche und schlurfte langsam auf diesen Friedhof, die Schlange gleichgültiger Autos auf der Landesstraße 44 durchkreuzend.

Die Grenze meiner Welt umschließt all diese Leichname und Seelen und Lebenden, aber sie schenkt ihnen keine Beachtung. Sie läuft weiter, vorbei an Paniówki, das nicht meins ist, kommt dann zurück und umschließt Chudów, mit seinen halb gekünstelten Ruinen aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, weder Schloss noch Ritterturm, durch die ich als Kind gerannt bin, als sie anstelle der roten Dachpfannen noch mit Gras zugewachsen waren. Heute sind die Ruinen wieder aufgebaut und begehbar gemacht, der romantische Charme ist verschwunden, aber das bedaure ich keineswegs. Gleich hinter Chudów verläuft die Grenze meiner Welt scharf nach Westen, umfasst schon nicht mehr das nahe gelegene Bujaków, aus dem laut verfügbarer Daten sämtliche Twardochs stammen, die dort ein wohlhabend freibäuerliches Leben lebten, als es noch keine Stollen und Hütten gab. Und es lebte dort Waclaw Twardoch, der noch unter der Wiener Herrschaft geboren wurde, nicht unter der Berliner, wie alle nach ihm. Alle, die unter der Herrschaft Moskaus geboren wurden, wie dann mein Vater und ich, und Warschau, wie meine beiden Söhne. Und es schlafen dort in Bujaków auch noch Twardochs eingeschlossen in den Kirchenbüchern aus dem 18. Jahrhundert, obwohl sie wahrscheinlich zusammen mit diesen Büchern nach Kattowitz gebracht wurden, ins Archiv der Erzdiözese, eine kleine Gedächtnisexhumierung. Egal, nach Bujaków war es mir immer zu weit. Bujaków ist nicht meins.

Auf dem Rückweg wird die Grenze dann scharf und verläuft nach Westen. Sie umfasst Gierałowice, ein ordentliches, sauberes und doch hässliches Dörfchen im

Herzen Oberschlesiens, wo ich meine halbe Kindheit im großen Garten meiner Großeltern mütterlicherseits verbrachte und dort den verschiedenen Geschichten zuhörte, jenen über das Morden der Sowjets in Preiswitz und über das Morden der Deutschen und der Polen, ich hörte den Erinnerungen zu, die bis vor die Geburt meines Großvaters reichten, bis 1919 und noch früher. Ich weiß nicht, warum ich zuhörte, aber hat man einmal aufgehört, kann man nicht mehr weghören – und so wurde ich ich, schlug Wurzeln in weiteren Schichten und Siedlungen dieser Noosphäre, die ich lebe und atme.



Die Grenze läuft weiter und schwimmt von Neuem im Wald von Beksza, umfasst die hässliche Stadt Knurów mit ihrem noch hässlicheren Stadtteil Szczygłowice, den ich nicht ertrage und vermeide, wo ich nur kann, und dennoch gehört er zu meiner Welt. Sie umfasst auch Wilcza und wirft ihren Schatten auf das Rybniker Ochojec und die grobe Umgebung um Pilchowice, wo ich einen größeren Teil meines Lebens verbracht habe, danach dreht sie erneut nach Süden und bündelt in mir die nördlichen, bewaldeten Stadtteile von Rybnik. Wie Golejów, wo mein Großvater mütterlicherseits noch vor dem Krieg, während der Militärausbildung, mit dem Gewehr zum Schießplatz zu gehen pflegte und wo ich, an der Schwelle vom zweiten zum dritten Jahrtausend nach Christus, am gleichen Schießstand im Wald, wider alle Vernunft lernte, aus der Pistole langweiliger Leute des Rybniker Schießvereins zu feuern. Die Grenze verlässt diese Wälder jedoch, verlagert sich aufs Wasser und läuft entlang des westlichen Ufers des Rybniker Stausees, auf dem ich mit vierzehn zu segeln lernte und da ich die Burkesche Ästhetiktheorie nicht kannte, machte ich hier die ersten Erfahrungen mit dem Sublimen, als nach plötzlicher Abkühlung eine Flaute aufkam und auf dem vom Kraftwerk erhitzten Stausee dichter, weißer Nebel entstand, den wir, ängstlich paddelnd, mit dem stumpfen Bug der Omega durchstießen und über den man hinwegsehen konnte, wenn man sich die Wanten hochzog: Dann sah man statt eines Sees aus Wasser einen See aus weißer, dichter Watte, durchschnitten von Aluminiummasten und den Köpfen anderer Neugieriger. Zurück blieben dunkle Spuren wie Kielwasser. Dort verliebte ich mich auch in eine gleichaltrige Kursteilnehmerin, aber sie bevorzugte jemand anderen und flüsterte und machte noch andere Sachen mit ihm, was genau, weiß ich nicht, doch damals versuchte ich es mir auszudenken, konnte es aber nicht, unerfahren, wie ich noch war. Und das alles vor der Kulisse der Schlotte und Kühltürme des Rybniker Kraftwerks, kilometerweit sichtbar wie Leuchttürme bestimmen sie die Gegend, nachts pulsieren die roten Lichter.

Wo die Grenze aufs Festland zurückkehrt, beginnt ihr wilder, waldiger Abschnitt. Natürlich unterworfenen Wildheit und Bewaldung, wie alles in dieser völlig anthropogenen Landschaft, Bäume und Staubecken angelegt vom Menschen, sei es von den Zisterziensern im 14. Jahrhundert oder dem Gutsverwalter Fürst von Soundso aus Rauden im 19. Jahrhundert. Dieser Teil verläuft durch die Raudener

Wälder nach Norden, umfasst die Raudener Abtei, den Palast und den Park, hält in mir das in den Wäldern versunkene Bargłówka fest, umgeht Trachy, schließt aber dann das breite Randgebiet von Leboszowice ein, wirft einen blassen Schatten auf Sośnicowice, umfasst Ostropa, weicht aber Łany Wielkie und Kozłów aus und kehrt nach Gleiwitz zurück.

Und das ist alles: dieses unregelmäßige Vieleck, ein paar hundert Quadratkilometer, vielleicht zwanzig mal dreißig. Alles darin. Ich in ihm, es in mir, ich es, es ich.

Dies sind nicht die einzigen mir angeeigneten Räume: Denn schließlich habe ich mir schon vor Langem das Zentrum von Krakau zu eigen gemacht, habe die Hauptwege über die Weichsel in Warschau und über die Donau in Budapest abgeschritten, weiß, durch welche Felsschlucht man vom Tal von Björndalen aus das Plateau des Fuglefjellet besteigen muss und wie man vom Fuglefjellet nach Colesdalen kommt. Und um von Longyearbyen nach Barentsburg zu kommen und dort (nach norwegischem Recht) illegal in den Uferhütten zu übernachten, muss ich nicht einmal die Karte rausholen, auch nicht, um in drei Tagen (wenn ich mich beeilen wollte) von Węgorzewo nach Ruciane zu segeln. Und ich weiß sogar noch, wie man vom Central Park zur Wall Street kommt, mit der U-Bahn, oder mit einem langen Spaziergang, obwohl ich dort nur ein paar Tage war. Aber in den Welten dort gibt es mich nicht.

Doch meine Erde durchdringe ich wie ein Geflecht aus Pilzfäden, mit meinen Gedanken erreiche ich verstorbene und in dieser Erde vergangene Vorfahren und fließe zusammen mit ihnen in den Säften der Erde. Die Melodie dieser Landschaft fließt in meinem Blut und in diesem Verwachsen mit der Erde empfinde ich mich als mächtig, gefestigt, wie ein Bunker, dessen Betonuntergrund eine stählerne Kuppel krönt – und gleichzeitig betrübt, lächerlich, dumm, beschränkt, wie ein mittelalterlicher Tischlerlehrling, der niemals zur Walz aufgebrochen ist und niemals zum Gesellen werden wird. Ein ganzes Leben in einer Welt, in der ich mich mit verbundenen Augen bewegen könnte.

Ich bin in meinem Leben nur einmal umgezogen, zwischen zwei Häusern weniger als einen Kilometer voneinander entfernt. An den vergangenen Umzug, von 1987, von Gleiwitz nach Pilchowice, kann ich mich schon nicht mehr erinnern. Und jetzt kündigt sich natürlich der zweite an, einen Kilometer weiter, in das Haus, von dessen Anfängen auf Papier und Computerbildschirm meiner Ehefrau-Architektin ich Zeuge war, und jetzt gehe ich auf die Baustelle und freue mich über die wachsenden Mauern.

Nie habe ich mich also von meinen seit einem Vierteljahrhundert angesammelten Gegenständen getrennt. Aber an die Kindheit habe ich fast keine Erinnerungen; wir erinnern uns besser an das, was sich vor dem Hintergrund einer anderen Welt abgespielt hat, aber meine Kindheit verlief in der gleichen Szenerie wie meine Jugend und mein Erwachsensein und die Erinnerungen an die ersten Küsse verdrängten die Erinnerungen an das Erkunden der materiellen Welt, Erinnerungen an erste Spaziergänge mit dem Sohn drängen die Erinnerungen an die Küsse zurück und so

weiter, bis ich am Ende alles vergesse und mit meinem Sterben ganz alleine bin. Manchmal erschrocken über meine Erinnerungslosigkeit, versuche ich meine Kindheit wiederzufinden und gehe die Wege, die ich zur Schule ging. Und doch finde ich nichts wieder, denn den gleichen Weg lief ich mit meinen ersten Freunden, als ich zum ersten Mal betrunken war, wie soll ich mich also an die stillen Meditationen eines tornisterbeladenen Achtjährigen erinnern? Eher weiß ich Dinge über meine Kindheit, als dass ich mich an sie erinnere. Und vor dem Hintergrund dieser Landschaft gibt es mich schon nicht mehr und es bleibt nur die Landschaft, die ewig gleichen Ausschnitte im Rückspiegel, in den Autofenstern. Ich löse mich auf in dieser kleinen Ewigkeit.

Warum stelle ich mir mich wie besessen als materiellen Bestandteil dieser Landschaft vor? Wieso stelle ich mir mich selbst so vor, als dächte ich an einen Stein oder einen Baum? Im Grunde sind das die unwiderlegbaren Fakten, materiell gesehen bin ich das, was ich auf dieser Erde esse und ausscheide, in mir verwandelt sich die Materie, und mein Ich ist die Ordnung dieser Materie, oder auch etwas mehr, vielleicht. Und ob sich dieses Etwas mehr in die Landschaft der Welt einpasst? Wie sollte es sich einpassen? Ich weiß es nicht.

Ich liebe und hasse diesen Ort also gleichzeitig, so wie ich mich selbst gleichzeitig liebe und hasse, denn diese Landschaft ist in mir und macht mich aus. Ist mein Ich.

Aber wer bin ich, in ihr? Könnte ich mich wirklich sehen, aufgelöst in der Welt, hätte ich eine einfache Antwort. Aber ich kann es nicht.

5.

Wer bin ich, wer bin ich, wer bin ich? Warum stelle ich mir ständig diese Frage? Anstatt einfach nur zu sein – warum suche ich mir Muster, Wege, Art und Weisen zu sein? Ich weiß schon, dass ich mich nicht in nationale Adjektive einschließen kann, weil ich mich selbst betrügen würde – und sich selbst betrügen ist das Einfachste und Schrecklichste.

Aber ich kann mir nicht vormachen, ich hätte nichts gemein mit diesen Adjektiven: polnisch, deutsch, schlesisch. Wäre dem so, würde ich nicht so stark die Spannungen zwischen ihnen spüren, denn im Gegensatz zu meinen Großeltern und sogar Eltern muss ich das auch nicht. Niemand stellt mir diese Frage und nichts hängt ab von der Antwort darauf. Ich könnte jederzeit wegfahren, irgendwohin, nach Amerika, in ein paar Jahren meinen Akzent loswerden und ein Niemand von nirgendwo werden, mich und meine Söhne auseinanderreißen. Aber ich fahre nicht weg, weil ich nicht kann.

Denn genauso wie ich mit dieser Landschaft verwachsen bin, so bin ich verwachsen mit der ganzen Noosphäre des Polentums und des Schlesiertums, in der sich unvereinbare Werte und Paradigmen überlagern.

Was ist meine Verbindung mit der polnischen Kultur, intim und so tief, und gleichzeitig in gewissem Sinne inoffiziell, äußerlich? Wäre ich nur der halboffizielle

Liebhaber der polnischen Sprache und Kultur, nicht aber ihr Mann – sie wollte mich vielleicht heiraten, ich aber will das nicht.

Ich kann also das Polentum gleichzeitig weder loswerden, noch es als mein Eigenes annehmen. Ich bin kein Pole, wie ein Pole ein Pole ist, und gleichzeitig bin ich kein Nicht-Pole, wie ein Deutscher oder Bantu ein Nicht-Pole ist.

Warum kann ich das Polentum nicht als Meines annehmen? Weil ich als bekennender Pole jener Landschaft, die mein Ich ist, entsagen würde, ich würde mir selbst entsagen. Ich würde meine nichtpolnische Geschichte und die meiner Vorfahren verleugnen, ich würde mich aus dem menschlichen Pilzgeflecht loslösen, durch das ich in der Erde verwurzelt bin. Und es geht nicht darum, dass ich damit jemandes Erinnerung verletzen, jemanden verraten würde, denn ich würde niemanden verletzen oder verraten, in diesen Kategorien zu denken ist ein unnötiger Anachronismus. Das Problem liegt in mir: Mich mit dem Polentum zu identifizieren wäre für mich ein Akt der Selbsttransplantation. Ich würde mich in einen Boden verpflanzen, der nicht mein Boden ist.

Ich würde so tun müssen, als wäre die polnische Geschichte meine, aber das ist sie nicht. Mich, der ich in meinen Vorfahren lebe, betrifft die polnische Geschichte erst seit einigen Jahrzehnten, vorher betraf sie mich überhaupt nicht. Uns betrafen nicht die polnischen Aufstände, uns betrafen nicht die Teilungen, uns – und damit mich – betrafen nicht die polnischen Kriege im 17. und 18. Jahrhundert.

Wie wenig verbindet uns mit Polen, wenn die großen Fälscher »des ewigen Polentums der Wiedergewonnenen Gebiete« sich in Episoden flüchten mussten wie den Durchmarsch Sobieskis durch Schlesien auf dem Weg nach Wien, der in der polnischen Geschichtsschreibung über Schlesien ein wichtigeres Ereignis zu sein scheint als der ganze Dreißigjährige Krieg. Wie wenig verbindet Schlesien mit Polen, außer jener im 20. Jahrhundert erfundenen Tradition, nach 1945 Tafeln an schlesische Mauern zu kleben, um daran zu erinnern, dass in diesem Haus, in einer Herbstnacht irgendwann im 19. Jahrhundert, ein polnischer Dichter nächtigte. Oder Bauwerke »Piastenschlösser« zu nennen, die niemals Schlösser geschweige denn piastisch gewesen waren, wie das »Piastenschloss« in Gleiwitz, meinem Gleiwitz.



Und ich bin selbst nicht sicher: Ist diese Geschichte eine eingebildete Identität, die Illusion, ein Teil der Geschichte zu sein, oder ist vielleicht, weil ich von hier bin, diese historische Andersartigkeit ganz objektiv in mir, haben sich aus ihr Muster einer unbewussten Familienerinnerung gebildet? Denn schließlich habe ich den Gefreiten Twardoch aus Bukaków, der bei der preußischen Besetzung der Festung Glatz zu Zeiten der Napoleonischen Kriege diente, auf dem Papier gefunden, und nicht in den Familienerzählungen. Ich bin

ein Sonderling, also gab es vielleicht Ängste in meinen Erziehungsmustern, die im Stillen seit Urzeiten überdauern, in denen hussitische Gotteskrieger und polnische Korybut-Ritter durch Schlesien zogen oder die dänischen, deutschen und schwedischen Armeen Mansfelds im Laufe des dreißig Jahre währenden Krieges – des schlimmsten von allen vor Beginn des 20. Jahrhunderts.

Vielleicht überdauerte die Erinnerung an diese und die weitere Geschichte in Formen, die die polnische Sprache nicht fasst und die ich später, zu meinem eigenen Erschrecken entdeckt habe, in verschiedenen Wertehierarchien, aber auch in Dingen, die gleichzeitig belanglos wie grundlegend sind, wie die anthropologische Orientierung des Menschen im Raum und in seiner sozialen Welt, deren Einteilung und Definition, die Beschreibung dessen, was mein ist und was nicht, wo mein Haus beginnt und wo es endet, was ein Gast ist, was es bedeutet, in einer Familie zu sein, was man darf, was man nicht darf, bei sich zu Hause oder woanders, was Verpflichtung bedeutet. Aus diesen grundlegenden Belanglosigkeiten habe ich meine eigene, damals noch undefinierte Fremdheit entziffert.

Und vielleicht liegt es auch an meinem Hochmut: Ich will kein Gast sein, ein dem Polentum Zugelaufener, ich will nicht sein Adoptivkind sein. Ich bevorzuge die ärmliche Identität-ohne-Identität, die mich eingrenzt und formt, meine ist, mein Ich ist. Ich will nicht nach etwas streben, dessen sich die Nachfahren der Abgeordneten des Vierjährigen Sejms rühmen, worüber Minakowski in seinem genealogischen *opus magnum* schreibt, denn in diesen Genealogien gibt es nicht auch nur eine Spur von mir oder meinen Vorfahren, weil es sie nicht geben kann.

Und doch, gleichzeitig kann ich und will ich nicht (denn wozu?) das ablegen, was in mir polnisch ist und was damit beginnt, dass ich auf Polnisch denke, ich schreibe auf Polnisch und flüstere auch Frauen Liebesgeständnisse auf Polnisch zu, auf Schlesisch könnte ich auch gar keine Liebesgeständnisse machen. Ich weiß natürlich, wie man »ich liebe dich« auf Schlesisch sagt, und der Klang dieses *przaja ci*, so nah am polnischen »sprzyjam«, ich bin dir hold, gefällt mir sogar sehr gut, und manchmal sage ich es auch, aber es bleibt exotisch; das ist nicht der Klang meiner Liebe. Und es gibt nichts, um dessentwillen ich mich selbst betrügen wollte.

Ich spreche und denke also auf Polnisch. Ich denke mich selbst auf Polnisch. Und dass ich mich des Schlesischen völlig frei bedienen kann, hat da überhaupt keine Bedeutung. Auch die historische Begründung der Dominanz der polnischen Sprache hat keine Bedeutung. Ebenso wenig wie die allgemeine Begründung, welche zu Recht das Aussterben von Vernakularsprachen mit der Invasion der in Hochsprachen redigierten Medien erklärt. Es sind auch nicht die detaillierten, ebenso wahren Begründungen, die mit der Verfolgung jener Leute meiner Elterngeneration argumentieren, die nicht in den Stollen bleiben wollten und die schon in der Mittelschule für das Sprechen von »unkorrektem Polnisch« verspottet und bestraft wurden und die später ihren Kindern die Demütigungen ersparen wollten und dies auch schafften und so spreche ich mit meinen Eltern auch auf Polnisch.



Und dabei habe ich das Gefühl – vielleicht wieder eine Einbildung? Selbstbetrug? –, dass alles genau so weiterläuft, wie es seit Jahrhunderten lief: Der einzige Weg des sozialen Fortschritts in Schlesien war immer, Abstand zu nehmen von dieser Sprache, die man zu Hause sprach, und die Sprache der Schule und der Kirche anzunehmen – erst Deutsch und dann Polnisch.

Und dabei sind viele zu strammen Nationalisten geworden und ihre Enkel wuchsen bereits in dieses Polentum oder Deutschtum hi-

nein wie in den eigenen Boden, aber ich will das nicht und weiß nicht, was ich mit dieser Sturheit verteidige, ich weiß nicht, wozu diese Sturheit, und ich weiß nicht mal, ob es überhaupt Sturheit ist oder eher einfach nur Unvermögen, irgendeine innere Unterentwicklung, die es mir verwehrt, einen so einfachen Akt wie eine winzige Lüge auszuführen: sich selbst zu sagen, dass die Vorfahren tot sind und dass es so ist, als hätte es sie nie gegeben. Und da es sie nie gegeben hat, können ab heute die abenteuerlichen Steppen der Ukraine, die Schleifen und der eiserne Schmuck der Aufständischen meine Geschichte sein, die Chevauleger und Lisowczyks, Mickiewicz und Słowacki und all das, woran niemand meiner Vorfahren auch nur im Mindesten teilgenommen hat, dem ich mich aber ganz einfach anschließen könnte, mit einer kleinen Lüge, einem kleinen Austausch von meiner Geschichte gegen die, die nicht meine ist. Obendrein ganz in ihrem Geiste: denn schließlich ist die schlesische Geschichte der letzten sechs Jahrzehnte eine Geschichte der Täuschung, dass wir woanders wären, näher den Steppen, den Stromschnellen des Dnjepr und den Kosakendörfern, näher den mit Stein untermauerten hölzernen Adelshöfen als den Häusern aus roten Ziegeln und preußischen Mauern. Näher an Kiew als an Prag oder Dresden. Und es würde schließlich niemand merken, niemand würde schlecht über mich denken, wenn ich mich dieser kleinen Lüge bedienen würde.

Genauso, wie viele meiner Vorfahren in die Welt von Goethe und Schiller und Hegel eintreten konnten, die Welt der Husaren des Todes, eiserner Kreuze, der Nibelungen und des schwarzen Bluts. Und einige profitierten davon, wie zum Beispiel jener in der Familienerinnerung schon verblasste Onkel, den meine Großmutter im Frühjahr 1945 in Berlin suchte und per Zufall fand, in der U-Bahn, ohne eine Adresse oder wenigstens das Stadtviertel zu kennen, so unglaublich das auch klingen mag.

6.

Vielleicht bräuchte ich mir nicht unaufhörlich diese Fragen zu stellen, dieses verfluchte »Wer bin ich?«. Vielleicht könnte ich einfach leben, ein aufgeweckter Pole ohne unnötige Reflexionen über das eigene Polentum sein und gleichzeitig den volkstümlichen Festivalcharakter des Schlesiertums zelebrieren, mich bei Klößen und Rouladen beim Familienmittag über die »Goröle«, die Nichtschlesier, lustig

machen und die dummen Plattitüden über schlesische Frömmigkeit, Fleiß und Eifer wiederholen, *ein wenig unsere Sprache sprechen, am besten nur Witze erzählen, Bier trinken und Brotsuppe essen*⁴. Das Schlesiertum als eine Reihe angeborener Gewohnheiten betrachten, die sich irgendwo im Hintergrund abspielen, langsam erlöschen, in der Alltäglichkeit der Gegenwart verschwinden.

Denn was ist die Alternative? Schließlich habe ich keine Lust, ein Aktivist zu werden. Und auch nicht die charakterlichen Voraussetzungen dazu. Ich sehe mich nicht in der Rolle eines »Erweckers des Schlesiertums«. Ich kann die Lächerlichkeit der verschiedenen medienwirksamen Festivals des »schlesischen Stolzes« nicht einfach runterschlucken, das Aufzählen von Nobelpreisträgern (nämlich mehr aus Schlesien als aus Polen), Eichendorff und den schlesischen Adel, die schließlich mit dem zeitgenössischen, gemeinen Schlesier nicht viel mehr gemeinsam haben als ein Mickiewicz, Miłosz oder Hetman Koniecpolski. Sie bringen mich vielleicht nicht so sehr zum Lachen wie »Oppelner Schlesien für immer Polnisch«⁵ oder auch »die Rückkehr der uralten piastischen Länder ins Vaterland«⁶, aber sie belustigen mich. Und diese Lächerlichkeit erscheint mir schlimmer als der Tod, denn Lächerlichkeit ist tödlicher.

Für dieses schlesische Erwachen »aktiv« zu sein würde verlangen, die ganze Panzerung, mit der ich gelernt habe, mich vor dem Schmutz und den Dummheiten der Welt zu schützen, an den Nagel zu hängen.

Außerdem glaube ich gar nicht an die nationale Erweckung der Schlesier. Die Zeit dafür war, als sich die Slowaken und Letten und andere, den Schlesiern ähnliche kleine Völker ohne Geschichte, selbst erfanden, also vor hundertsechzig Jahren. Nicht heute.

Und gleichzeitig besteht der einzige Raum, in dem mein Schlesiertum heute einen Platz haben kann, darin, ein Gegenpol zum Polentum zu sein. Versucht das Schlesiertum dagegen eine Funktion des Polentums zu sein – geht es sofort im Polentum unter.

Vor hundert Jahren bestand dieser Raum darin, ein Gegenpol zum Deutschtum zu sein, was das Schlesiertum aufgrund der sprachlichen und religiösen Nähe näher an Polen heranführte. Der Gegenentwurf im Bezug auf das Polentum drängt mich jedoch nicht in Richtung Deutschtum, denn Deutsches gibt es in mir nicht. Es gibt eine gewisse Gemeinsamkeit an historischer Erinnerung seit dem Dreißigjährigen Krieg, über den Großvater in den Ardennen, es gibt ein Gefühl der Gemeinsamkeit darin, wie die Landschaft organisiert ist, was dazu führt, dass ich mich in den kleinen Städten Österreichs, Mährens, Bayerns oder Pommerns heimisch fühle, und in den wirklich polnischen Städten nicht. Aber das ist alles, mehr ist da nicht. Das Deutschtum ist mir heute zweifelsohne fremder, als es irgendeinem meiner Vorfahren wäre.

Dennoch, ich bin sentimental und ich bedaure die Amputation dieses grundlegenden Teils der Identität des Schlesiertums, wie es das Deutschtum oder bis zu einem bestimmten Moment vielleicht eher das zumindest ethnisch deutsche, aber



vornationale Schlesiertum war, das hier eng verflochten mit dem slawischen oder sagen wir einfach im weitesten Sinne ethnisch polnischen, jedoch gleichzeitig auch vornationalen Schlesiertum lebte (polnisch hier als Bezeichnung für die Untertanen der ursprünglichen Landesherrn, später Piasten genannt). Und später wurde ein Wurzelstock herausgerissen.

Und wäre er nicht herausgerissen worden, sondern hätte, um wieder mit alternativen Versionen der Geschichte zu spielen, von den zwei Diktatoren der mit dem kleineren Schnauzbart gewonnen, hätte dann das Schlesiertum gegen die konsequent durchgeführte nationalsozialistische Gleichschaltung weiterbestehen können? Anstatt der Auslöschung der deutschen Namen wären die slawischen ausgelöscht worden, wie mein Pilchowice, seit jeher Pilchowitz, Pylchowitz, Pilchowitz, das 1936 plötzlich zu Bilchengrund wurde, ebenso blödsinnig wie das spätere Stalinogród⁷ oder das bis heute so heißende Giżycko⁸. Und die Toponymie ist schließlich heilig und das Manipulieren von Orts- und Flussnamen Blasphemie.

Ein Wurzelstock also, mit dem Meinen keinesfalls harmonisch und friedvoll verflochten, sondern schmerzhaft und stechend, zumindest während der letzten sieben Jahre dieser Verflechtung, ein Wurzelstock wurde herausgerissen. Und meiner blieb. Seine Wurzeln wurden geschwächt, im Loch des herausgerissenen Stocks machte sich ein neuer breit, und meiner blieb. Und verblüht.

Jetzt kann ich mich wegen des aus dem schlesischen Boden herausgerissenen Deutschtums also selbst bedauern. Aber ob ich das wirklich bedauern würde, der ich persönlich die deutsche Verachtung für die *Wasserpöckchen* erlebt habe? Gegenstand einer »Zivilisationsmission«, also ein Wilder zu sein ist immer gleich demütigend, unabhängig davon, ob der *Kulturträger* ein Pole oder ein Deutscher ist.

7.

Und wenn die Geschichte einfach die Geschichte ihrer Subjekte ist und nicht ihrer Objekte? Die Subjekte der Geschichte sind seit dem 19. Jahrhundert die Nationen und trotz des Niedergangs des ursprünglichen Nationalismus nützt es nichts, den Niedergang der Nationen als solcher vorherzusagen. Die nationale Identität scheint

die Identität der Europäer des 21. Jahrhunderts immer noch um vieles mehr auszumachen als die soziale oder religiöse Zugehörigkeit oder sonst irgendeine andere. Wir sind zuallererst einmal Franzosen, Engländer, Deutsche, Polen oder Tschechen. Oder eher gesagt, ihr seid es, denn ich bin es nicht. Nur, wer also bin ich dann?

Nun, ist es vielleicht einfach dumm, sich mit diesen vornationalen, ethnischen Überbleibseln aufzuhalten, die niemals stark genug waren, um zu einer Nation zu werden? Infantil? Sollte man vielleicht eher die Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen und solange es gefordert wird wählen, also so ein eher zweifelhafter Pole werden, der aufrecht an das ewige Piastentum jedes aus dem Boden gehauenen Kohlestücks glaubt, oder ein lächerlicher Pseudo-Deutscher, der zwar kein Deutsch spricht, sich dafür aber mit seinen neuen Landsleuten im Verhöhnern der »dummen Polen« messen kann? Und aufhören, sich mit Fragen über die eigene Identität herumzuquälen, es aufgeben, mit dieser Spannung zu leben, sich einer äußeren Identität zuschreiben, sich endlich mit etwas Größerem identifizieren und sich dem Leben in dieser neuen, größeren Identität widmen, anstatt unaufhörlich und ergebnislos die eigene Identität zu durchleben.

Aber das sind hohle Überlegungen, ich habe die Fähigkeit zu solchen Entscheidungen schon verloren. Heute bleibt mir, der zu sein, der ich bin.

Ein Niemand, aber von hier. Und ein Jemand von nirgendwo.

Aus dem Polnischen von Ruth Barbosa

Anmerkungen

- 1 Im Original auf Schlesisch: »kere jest nōjlepsze ślōnskie świynto? Przeca Wsziskich Świyntych, skiż tego, co wsziskie gorōle jadōm furt«. (Alle Anm. sind von der Übers.)
- 2 Russisch für Restaurant.
- 3 Im Original auf Schlesisch: »Przyszowiczōny, kerych Rusy pozbijali we styczniu sztyrdziestego piōntego«.
- 4 Im Original auf Schlesisch: »ōspropwiać trochā pō naszymu, nōjlepi yno wice, pić piwo a jeść wodziōnka«.
- 5 Slogan der Fans des Oppelner Fußballklubs Odra Opole.
- 6 Propagandaslogan bezüglich der Wiedergewonnenen Gebiete nach 1945.
- 7 So hieß die Woiwodschaftsstadt Kattowitz von 1953 bis 1956.
- 8 Dt. Lötzen, ab 1945 Lec bzw. Łuczany, die Umbenennung 1946 in Giżycko durch die polnischen Behörden zog heftige, aber nicht erfolgreiche Proteste nach sich.